

Sind Werte schön? Zu den Beziehungen Ethik – Ästhetik in der Wertediskussion

Alberto Gil

Es ist unübersehbar: Die hochgepriesene Wertefreiheit und der Wertewandel sind in der Krise. Wenn hier nicht bald etwas passiert, gerät unsere Demokratie in akute Lebensgefahr, denn die Basis der Grundprinzipien, die uns alle gemeinsam agieren lassen, wird immer schmaler. In jüngster Zeit setzt man aber darüber hinausgehende Akzente. So klagt Marion Gräfin Dönhoff¹ darüber, daß die Demokratie durch Übertreibung ihrer eigenen Prinzipien gefährdet werde. Darunter zählt die Autorin die schrankenlose Freiheit sowie

„die Gefährdung durch die Aufhebung aller Tabus, die Auflösung traditioneller Bindungen, die wachsende Säkularisierung, das Verschwinden moralischer Normen, die Überbewertung von Konsum als Maßstab für Lebensqualität und die Überschätzung des Geldes als Kriterium für Leistung und Ansehen“. Ihr Schluß: „Dieses sinnentleerte Dasein läßt die Menschen unbefriedigt“.

Krise der Werte als Krise des Gutseins

Diese Krise ist nicht verwunderlich, haben wir doch nicht selten unter „Wert“ das verstanden, was sich der Nachfrage erfreut. Herbert Schädelbach² macht darauf aufmerksam, daß der Begriff „Wert“ in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts von Rudolf Hermann Lotze aus der Nationalökonomie in die Ethik übernommen worden ist. Schädelbach begründet diese Anleihe mit der Notwendigkeit, die Lücke zu füllen, die mit dem Verlust des Seinsbegriffs entstanden war.

Diese Abkehr vom Metaphysischen hat aber den Zerfall des Begriffs „Gut“ mit sich gebracht, denn es besteht eine innige Verbindung zwischen „Sein“ und „Gut“ (die scholastische Formel lautet ja *ens et bonum convertuntur*). Die Folge ist dann eine bloße Faktizität: Wertvoll ist das, was gilt. Damit können sich Positionen verschieben, die bisher als unantastbar galten. So stellt man heute fest, daß überkommene Lebensformen zerfallen, daß der aktuelle Wertemarkt eine neue Unübersichtlichkeit von Meinungen und Lebensmodellen schafft, was letztlich den Einzelnen überfordert³. Dabei bekommt man zunehmend den Eindruck, daß der Mensch nicht agiert, sondern reagiert. Vertreter der *Ego-Gesellschaft* haben beispielsweise unlängst erkannt, daß sie als eingefleischte Einzelgänger verkümmern. Sie streben aber nicht danach, den Egoismus zu beseitigen, sondern ihn zu veredeln: Man will ja keine Familie gründen, für die Opfer, Verantwortung und Einschränkungen in Kauf zu nehmen sind, man will aber auch nicht unter der Einsamkeit leiden, also Reaktion: Zunehmende Entwicklung von Sensibilität, Toleranz und Verständnis zugunsten einer neuen *family of friends*, wo der Austausch beglückt und die Bindung nicht existiert. Dabei stellt sich aber die Frage, ob hier nicht urmenschliche

¹ DIE ZEIT 26.11.1993

² Philosophie in Deutschland 1831-1933, Frankfurt a.M. 1983

³ Dazu s. den lesenswerten Artikel „Tanz ums goldene Selbst“ in: DER SPIEGEL, Nr. 22/30.5.1994

Dimensionen ausgeblendet werden, deren Verlust mit der Feststellung bezahlt werden muß, daß beglückende Momente das dauerhafte Glück nicht ersetzen können.

Die Suche nach der Wahrheit führt zu dauerhaften Werten

Im akademischen und wissenschaftlichen Bereich haben wir aber andere Prinzipien gelernt, deren Anwendung uns aus der skizzierten Krise heraushelfen kann: Die Wissenschaft sucht nicht nach Zwecken oder nach allgemeiner Akzeptanz, sondern nach der Wahrheit. Wie gefährlich es sein kann, die Wahrheits- zugunsten der Wertfrage zu verlassen, wird heute im Osten der Republik offenbar: Die Ideen des Sozialismus, die später alles beherrschten und so oft das wissenschaftliche Tun bestimmten, hatten sich als befreiende, neue Werte legitimiert, die den Menschen das Glück bringen würden. Carl Friedrich von Weizsäcker hat es einmal prägnant so formuliert:

„Nicht eine glücksorientierte, nur eine wahrheitsorientierte Gesellschaft kann auf die Dauer gedeihen“.

Diese Erkenntnis aber ist von höchster anthropologischer Relevanz, denn die Wahrheit des Menschen besteht letztlich darin, daß er sich seinsgemäß entfaltet, was letztlich das Guthandeln garantiert.

Die Schwierigkeit jedoch, das Gute zu erkennen, hindert nicht wenige daran, überhaupt diesen Weg zu gehen. Und es ist tatsächlich keine leichte Aufgabe. Auf das Gute zuzugehen, verlangt Disziplin; und die wichtigste aller asketischen Übungen ist die *Absichtslosigkeit*. Aber diese Einstellung ist eine unentbehrliche Bedingung, denn dadurch steht sich der Mensch nicht selber im Wege, er wird nicht von vordergründig nützlichen Zielen abgelenkt und kann freier und ungezwungener nach der Wahrheit und dem Guten suchen.

Aber wie läßt sich das Gute erkennen? In unserer griechisch-römisch-christlichen Tradition spricht man von der *Konnaturalität* mit dem Guten. Sie besteht darin, nicht jeweils Normen zu setzen, die gutes Handeln bestimmen, sondern darin, aus dem Guthandeln heraus zur Erkenntnis des Guten zu gelangen. Daher sagt Aristoteles in seiner Rhetorik (1390 a23-b13), daß der Tugendhafte die menschliche Wirklichkeit richtig beurteile. Der Normenethik wird also eine Tugendethik gegenübergestellt.

Die Tugend: Tüchtigkeit im Gutsein

Das griechische Verständnis von Tugend, von der *Arété*, hat nichts mit einer neuzeitlich anmutenden Lebensfremdheit gemein. Ganz im Gegenteil: Dieser Begriff war ursprünglich mit der Aristokratie verbunden, von der Opfer für das Gemeinwesen verlangt wurden. Auch die nachhaltige Wirkung Sokrates ist nicht auf die Systematik seiner Ideen zurückzuführen, sondern auf seine konsequente Haltung, für diese Ideen zu sterben. Seine von den Schülern gesammelten Gedanken stützten sich somit auf die Glaubwürdigkeit des Meisters.

Damals wie heute – das hat Sokrates in seiner Auseinandersetzung mit den Sophisten erkannt – war es aber möglich, Tugend vorzutauschen, eine Art Ästhetik ohne Ethik zu präsentieren. Daher erklärt sich die Bemühung des griechischen

Meisters, Tugend als ein Vermögen der Seele zu definieren. Mit anderen Worten, Tugend ist kein Dekorationsgegenstand, der je nach Geschmack oder Stilepoche zu verändern ist, sondern ein Wesensbestandteil des Menschen, der jeden Wandel der Zeit überdauert.

Klassisches Verständnis der Tugend ist aber auch, daß dieses Vermögen der Seele eben vom gesamten Menschen nicht zu isolieren ist. Man *hat nicht* eine oder mehrere Tugenden, sondern man *ist tugendhaft*. Dieses heute etwas fremd anmutende Adjektiv ist aber ursprünglich mit dem Begriff der *Enkrateia* verbunden: Wer tugendhaft war, erschien stark, aber auch schön, denn die *Enkrateia* setzte eine innere Harmonie der unterschiedlichen Kräfte und Bestrebungen des Menschen voraus.

Wirklich schön ist nur das Gute

Nach klassischem Verständnis ist etwas schön, wenn es ist, was es sein soll. Darin spiegelt sich eine Harmonie der Teile, die den Intellekt anspricht. Wenn ein Mensch seiner ureigenen Beschaffenheit gemäß handelt, handelt er schön und ist selber schön, da er wahr bzw. echt ist.

Die Harmonie, die durch Tugenden zum Vorschein kommt, bezieht sich nicht nur auf den Charakter des Menschen, sondern auch auf die einzelnen Tugenden untereinander. Es ist also unmöglich, daß jemand mäßig ist, aber nicht tapfer, oder daß eine Person anderen mit Ehrfurcht, aber nicht menschenfreundlich begegnet. Die Bemühung um einzelne Tugenden läßt daher den Menschen nach und nach insgesamt wahrer und sich selber echter sein. Dadurch unterscheidet er immer leichter zwischen dem, was wirklich gut ist, und dem, was zeitweise als gut oder wertvoll gehandelt wird.

Auf diesem Boden können Werte wachsen, die sich der Manipulation entziehen und die ungeschriebenen Grundlagen einer Demokratie bilden. Diese Prinzipien sind für das harmonische Zusammenleben der Menschen viel wirksamer als die geschriebenen. Das darin enthaltene Gute leuchtet dann aufgrund seiner menschlichen Evidenz ein, gesetzt den Fall, daß sich der Mensch durch das Guthandeln für diese Einsicht öffnen kann.

Die Bedeutung der Tugenden wird auch aus den Folgen ihres Nichtvorhandenseins deutlich. Es gibt z. B. nichts gefährlicheres als eine Person, die sehr intelligent, aber arm an Tugenden ist. Die Geschichte ist voll solcher katastrophalen Erscheinungen.

Gesellschaftliche Dimension des Guten

Die so dargestellte tugendhafte Person erweist sich keineswegs als ein Supermensch, der die Macht an sich reißen kann und die anderen zu beherrschen sucht. Mit der Bemühung um eigenes Wahrwerden ist eine entscheidende gesellschaftliche Dimension verbunden. Die Findung des wahren Selbst führt zum Du, da beiden die Wahrheit gemeinsam ist. Ethisch ausgedrückt: Ist der Mensch wahr und gut, dann strahlt er auf die anderen und die Welt, in der er steht, ebenfalls Echtheit und Güte aus. Die damit verbundene ästhetische Dimension ist ein wichtiger Indikator und oft überhaupt erst der Zugang zur Erkenntnis des Wahren und Guten.

Für jemanden, der sich um Tugend bemüht, bedeutet dies, daß er sich dadurch gerade vor den häufig vorkommenden Folgen des Ego-Kults schützt: vor der Hypertrophie der Sentimentalität, der Gefühle. Im Gegensatz dazu besteht die Liebe des sich um die Tugend bemühenden Menschen in Taten; er ist immer geneigt zu teilen, nach der klassischen Formel *bonum est diffusivum sui* (das Gute ist von seiner Natur aus auf Mitteilung hin angelegt). Dieses Teilen bedeutet für ihn keinen Verlust, da es darin besteht, den anderen an einem Gut teilhaftig werden zu lassen. Paul Claudel bringt es auf den einfachen, aber gehaltvollen Satz:

„Der Sinn des Lebens heißt nicht leben, sondern sterben (...) und sein Besitztum lachend verschenken“.

Heidelberger Club
für Wirtschaft und Kultur e.V. (Hrsg.)

Werte
Worthülsen
oder
Wegweiser?

Für den Heidelberger Club redaktionell bearbeitet von
Ferdinand Knapp und Bettina Wurster

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Werte – Worthülsen oder Wegweiser? / Heidelberger Club für Wirtschaft und Kultur e.V. (Hrsg.). Für den Heidelberger Club redaktionell bearbeitet von Ferdinand Knapp und Bettina Wurster . – Münster ; Hamburg : Lit, 1994

ISBN 3-8258-2304-0

NE: GT

© LIT VERLAG

**Dieckstr. 73
Hallerplatz 5**

**48145 Münster
20146 Hamburg**

**Tel. 0251-23 5091
Tel. 040-44 64 46**